

Staats=  
und  
Gesellschafts=Verikon.

Herausgegeben

von

**Herrmann Wagener.**

A  
Neues Conversations-Lexikon.

---

Staats-  
und  
Gesellschafts-Lexikon.

---

In Verbindung mit deutschen Gelehrten und Staatsmännern

herausgegeben

von

**Herrmann Wagener,**

Königl. Preuß. Justizrath.

---

**Zwanzigster Band.**

**Stiegliß bis Ungarn.**

---

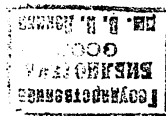
Berlin.

F. H e i n i c h e.

1865.

---

A



4-41130-60

Stieglitz (Heinrich), deutscher Dichter, denkwürdig wegen des Unglücks, welches er durch den Jammer über sein Zurückbleiben hinter einer künstlerischen Meisterschaft, die er durchaus erreichen wollte und für die er sich bestimmt glaubte, sich selbst bereitete und um sich herum ausbreitete. Er ist 1803 zu Krolsen im Fürstenthum Waldeck geboren; sein Vater, der daselbst als Kaufmann in glücklichen Verhältnissen lebte, schickte ihn auf das Gymnasium zu Gotha, wo er seine Schulbildung unter der Leitung von Friedrich Jakobs vollendete. 1820 begab er sich auf die Universität Göttingen, wo er, durch seine Vermögensverhältnisse unabhängig, ohne ein bestimmtes Brodstudium zu wählen, Wissenschaften und Künste nur als Nahrung für seinen Geist betrachtete und als Mittel, wodurch sich dieser von Stufe zu Stufe erheben und die Welt gleichsam in sich selbst, zum Zeugniß seiner Herrschaft und Allmacht, idealisch umformen und in frei gestalteten Bildern zusammenfassen könne. Bouterwek, dessen Aufmerksamkeit und Freundschaft er gewann, trug, ohne die Folgen zu ahnen, dazu bei, S. in seinem auf Selbstüberhebung beruhenden Dilettantismus zu befestigen, indem er in ihm die Hoffnung erweckte, er werde der Nachfolger des früh verstorbenen Ernst Schulze werden können. Indessen mußte S. Göttingen verlassen, da er der Theilnahme an den Bestrebungen der Burschenschaft verdächtig geworden war; jedoch hatte er sich in dieselben auch nur, wie in die Wissenschaften, dilettirend eingelassen, so daß seine Abreise nach Leipzig genügte, um ihn der Aufmerksamkeit der Behörden zu entziehen. In Leipzig machte er die Bekanntschaft seiner späteren Frau, Charlotte Sophie Willhöft, in deren Haus er durch ihren Bruder eingeführt wurde und die ihn wegen seiner Talente für die Poesie, in denen sie die sichereren Zeichen der höchsten Genialität sah, leidenschaftlich verehrte. Damals sechzehn Jahre alt, hatte sie in ihrem Wesen schon etwas Ueberspanntes und soll sie in demselben durch den Einfluß eines mystischen Lehrers befestigt worden sein. Als S., dessen Vater zu jener Zeit in seinem Geschäft Unglücksfälle erfahren hatte, sich ernstlicher als bisher der Philologie zuwandte, um in Betreff seines künftigen Lebensunterhalts gesichert zu sein, sah sie darin ein tragisches Malheur, die hohe Bestimmung ihres Geliebten gefährdet und sich selbst als die Ursache dieses Unglücks an. Schon damals soll sie, um S. die Freiheit und der Welt sein Genie ungetheilt zurückzugeben, mit Selbstmordsgedanken umgegangen und entschlossen gewesen sein, sich zu Tode zu hungern, ein andermal, sich im Bade zu erstickern. Sie fiel darüber in eine heftige Krankheit, deren Kräfte ihrer Ueberspanntheit ein Ende zu machen schienen. Nachdem S. bis 1826 seine Studien in Berlin fortgesetzt und zwei Jahre darauf ebendasselbst die Stelle eines Gymnasiallehrers und Custos an der königlichen Bibliothek erhalten hatte, ließ er sich mit der Geliebten trauen. Allein das von beiden schwärmerisch ausgemalte Glück, welches sie von ihrer Vereinigung erwarteten, wollte sich in der Ehe nicht einfinden; auch blieben die großen dichterischen Thaten und Werke aus, die das Genie des Poeten erzeugen sollte. S., zu schwach, um an der Wirklichkeit zu arbeiten und ihr, wenn auch in einem kleinen Kreise, das Siegel eines eigenen Geistes aufzudrücken, sah in ihr nur ein Hinderniß seiner Entwicklung, eine Last, die ihn in seinem Fluge zurückhielt, oder den Felsen, an den er als Prometheus geschmiedet sei. Trotz aller Efforts, zu denen er sich aneiferte, wollte es auch sein poetischer Schwung zu keiner befriedigenden Beute bringen. Es kam trotz aller gewaltig scheinender Ansätze zu keinem Werke. Was er für innere Kraft und eigene Bestimmung hielt, war nur ein Anflug und sein vermeintlich inneres

Gähren eine bloße Anempfindung; nach seiner Ansicht mit eigenen prometheischen Gedanken und Trieben beschäftigt, brütete er nur über Eindrücken, welche die damaligen Zeitempfindungen und Zeitbestrebungen auf ihn machten und für deren originelle Verarbeitung ihm alle Kraft fehlte. Seine in Gemeinschaft mit Ernst Große herausgegebenen „Lieder zum Besten der Griechen“ (seine erste Veröffentlichung) gaben nur die Stimmungen des damaligen Publicums wieder; sein Antheil am „Berliner Muses-Almanach“ (1829) bestand in Gedichten, wie sie eben ein junger Mensch macht und die sich über das Niveau der Leistungen der anderen Mitarbeiter an demselben Almanach nicht erhoben. Die „Bilder des Orients“ (Leipzig 1831—33, 4 Bde.) sollten eine poetische Verklärung der Eindrücke sein, welche Hegel's Philosophie der Geschichte auf ihn gemacht hatte, konnten aber — da der Verfasser diese Philosophie durchaus überragen und erst die rechte Universalität und Fülle der geschichtlichen Anschauung über ihr ausbreiten wollte — keine Befriedigung bieten, da dem Dichter die innere Sammlung zur gebiegenen Ausarbeitung eines einzigen Bildes fehlte. Seine „Stimmen der Zeit in Liedern“ (zweite Ausgabe, Leipzig 1834) verloren sich im Chaos der Wünsche, Forderungen und Kritikeleien, welche durch die Juli-Revolution in Gang gebracht waren. Sein „Dionysosfest“ (Berlin 1836), welches er gleichfalls unter dem ersten Eindruck derselben Revolution dichtete und welches den Sieg über eine vermeintlich abgelebte Zeit feiern sollte, sucht vergeblich den Mangel an innerer ursprünglicher Kraft durch den Bombast der Sprache zu verdecken. Das Ehepaar litt und marterte sich unter dem nicht zu verwindenden Eindruck des Widerspruchs zwischen dem Willen des Dichters und seinen Leistungen ab. Er verzehrte sich im Unmuth über die Wirklichkeit und deren prosaische Anforderungen, die ihn an der Erhebung zum Ideal hinderten; sie, die ihn zu stärken glaubte, indem sie ihm in seinem Weltschmerz und Trübsinn neue poetische Aufgaben stellte, stürzte ihn nur in tieferen Unmuth. Die Qualen seiner unfruchtbaren Selbstvergötterung steigerte sie, indem sie ihrerseits seine Vergötterung immer höher trieb. Zu der geistigen Krankheit seiner Schönseligkeit, Empfinderei und seines titanischen Kampfes kam auch eine leibliche. Seine schwelende Thakraft — den Turgor, der ihn ins Weite und zum Großen trieb — leitete er, wie er sich ausdrückte, von seinem „königlich wallenden Blute“ ab. Seine Freunde sagten, „sein kochendes Blut habe ihm stellenweise die Kopshaare abgesengt“ (wogegen Andere bemerkt haben wollen, daß er sich von seiner Stirn, um dieselbe höher zu machen, die vorderen Haare habe abraufen lassen); er litt aber einfach nur an Blutwallungen, die allerdings oft stark genug waren, um ihm das Leben zur Qual zu machen. Sie waren Beide krank und entbehrten der Selbstbescheidung, um die Pein ihrer natürlichen und selbstgemachten Leiden durch gewissenhafte Erfüllung der Pflichten ihres beschränkten Kreises zu lindern. Im Jahre 1833 glaubte er seinen Leiden zu entfliehen, indem er, von seinem Oheim Ludwig v. S. (s. d. vorhergehenden Artikel) unterstützt, Rußland bereiste. Allein er fühlte sich nur da zu Hause, wo man seine Leiden verstand, pflegte und steigerte. Der Bund beider Eheleute wurde endlich durch die Frau gelöst. Während er am Abend des 29. December 1834 in einem Concert Erholung und Ruhe suchte, gab sie sich, mit einem Dolche, den Tod. Sie wollte, wie sie selbst erklärte (s. „Charlotte S., ein Denkmal“, von Th. Mundt, Berlin 1835), ihn seinem stumpfsinnigen Brüten entreißen, indem sie mit der Plötzlichkeit des Uliges einen großen Schmerz in seine Seele fallen ließ; wahrscheinlich hatte sie sich, wenn auch bei ihrer eigenen forcirten Einbildung nur dunkel, gestehen müssen, daß ihre Erwartung großer Thaten und Leistungen eine Täuschung war. Er selbst entzog sich den Augen der Freunde, die von ihm die Erfüllung des Testaments der Todten hätten erwarten können, verließ Berlin und streifte, von seinem Petersburger Oheim gegen Nahrungsorgen geschützt, in der Fremde umher. In Demjenigen, was er seitdem veröffentlicht hat, tritt seine ganze innere Armuth hervor. Seine „Gebirgswanderungen“ in Mundt's „Dioskuren“ (1836), sein „Gruß an Berlin“ (Leipzig 1838) zeigen nur den jungdeutschen Koketten, der mit geistreich scheinendem Uebermuth groß thun will und die literarischen Cliques Berlins für die wahre Welt hält. Ein unordentlich zusammengewürfeltes Allerlei über deutsche Flotte und deutschen Handel, über Kunst, Datum, höhere Welten, über Freiheit und den